

Pfarrer Saller [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **1 (1911)**

Heft 17

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634647>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 17 · 1911

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

13. Mai

□ □ Das Leben. □ □

Von Alfred Huggenberger.

Die Pflugchar blüht im Sonnenschein,
Die Sorge hockt beim Ackerstein.
Um mich der graue Werkeltag,
Im Dreitakt fällt der Kärste Schlag.

Auf meinem Acker steht ein Baum,
Der weiß von einem lieben Traum,
Der weiß von einer süßen Mär,
'S ist lange her, 's ist lange her:

Die Stare schwanken im Gezweig,
Maisonne lag auf Feld und Steig;
Ein Fuhrwerk torkelte bergan,
Ein Käsehoch als Roß voran.

Wie viel der Lotterwagen trägt!
Zwei Puppen, schön zu Bett gelegt,
Hier Brettchen für ein ganzes Haus,
Ein Schäufelchen guckt dort heraus.

Du Krabbelvölklein — eine Welt
Ist dir noch eines Baumes Zelt!
Das lärmt und streitet, schafft und gräbt,
Bis sich beim Stamm ein Schloß erhebt.

Und ringsum muß ein Mäuerlein
Von trocknen Ackerjchollen sein,
Aus Schneckenhäuschen steigt beim Tor
Ein wunderlicher Turm empor. —

'S ist lange her, 's ist lange her!
Die Hand ward hart, mein Schritt ward schwer.
Nun grüßt mich der vergess'ne Tand
Saft wie ein niegekamtes Land.

Die Pflugchar blüht im Sonnenschein,
Die Sorge hockt beim Ackerstein.
Ich blicke auf aus halbem Traum, —
Mein Kind, mein Kind spielt unterm Baum . . .

□ □ Pfarrer Saller. □ □

Von Lisa Wenger.

— Fortsetzung. —

Als es dunkel geworden, nahm Marie Saller ein großes Umschlagetuch über den Kopf und ging hinüber zu Lehrers Königs Frau.

In der Ecke eines halbdunkeln Zimmers, das nur eine Kerze erleuchtete, saß die Mutter des Unglücklichen neben dem offenen Sarg, der mit einem Tuch bedeckt war. Sie sah starr vor sich hin und weinte nicht. Neben ihr stand ein Stuhl mit noch tropfenden Kleidern. Als die Pfarrerin eintrat, sah sie verstört auf und ließ sich umarmen.

Lange standen die beiden Frauen so vor der Leiche des jungen Menschen, die eine zerrissen vom Jammer um ihr Kind, die andere das Leid der Mutter zu dem ihren machend. Zuletzt zeigte die Frau auf ihren toten Sohn.

„Kein Blümlein hat er bekommen. Kein Mensch kam, ihm Lebewohl zu sagen. Ihr seid die einzige, Frau Pfarrerin. Und er war ein liebes Kind, er hat uns nie Sorgen gemacht.“ Marie Saller nahm die Hand der Trauernden und streichelte sie.

„Gott ist barmherzig,“ sagte sie flüsternd.

„Ich glaube es nicht mehr,“ stieß die Lehrersfrau heraus, „sonst hätte er das nicht zugelassen.“ Die Pfarrerin wollte sie mit Bibelworten trösten, die sie ihren Mann hatte anwenden hören, aber etwas Unerklärliches verschloß ihr den Mund. Sie konnte angesichts dieses Unglücks nicht mit Worten trösten. Sie zog unter ihrem Tuch einen Strauß Blumen hervor, küßte ein wenig das Laken und legte die freundlichen Kinder des Frühlings auf des Toten Brust.

Da löste sich der Bann, der auf der Mutter gelegen, und sie sank weinend an der Bahre nieder, und schluchzte ohne aufzuhören. Dann lehnte sie noch knieend den Kopf an die Pfarrerin, und schlang die Arme um sie.

„Frau Pfarrerin, wäre es denn nicht möglich, daß der Herr Pfarrer mitginge zum Grabe? Nur ein Vaterunser, Frau Pfarrerin. Er brauchte nur ein Gebet zu sagen, ein ganz kurzes: Gott sei ihm gnädig, oder: Der Herr nehme seine Seele gnädig auf, oder auch nur: Herr, verzeih' ihm. Nur so mutterseelenallein soll er ihn nicht gehen lassen, so wie einen Heiden oder wie ein Tier. Frau Pfarrerin, ich bitte Euch, sagt es ihm, er solle um Gottes Barmherzigkeit willen mitgehen. Es sieht es ja niemand, sie wollen ihn heute Nacht begraben, ich glaube um Mitternacht.“ Lehrer König war eingetreten und hatte die Worte seiner Frau gehört.

„Was bettelst du, Frau“, sagte er finster. Eher fällt der Himmel ein, ehe du einen Strenggläubigen dazu bringst, an unseres armen Buben Grab ein Gebet zu sprechen. Kornelie, wir brauchen keinen Geistlichen. Du und ich, wir gehen mit, und einer Mutter und Vater Gebet sind genug.“

„Frau Pfarrerin“, flüsterte die Mutter des Selbstmörders wieder, „ist keine Hoffnung, daß der Herr Pfarrer mitgeht?“ Marie Saller schüttelte den Kopf.

„Er darf es nicht.“

„Er darf es nicht.“ Lehrer König lachte laut auf. „Er will es nicht. Er weiß nicht wie es tut, ein Kind einscharren zu müssen wie einen Hund. Wüßte er es, er betete an seinem Grabe, trotz allem, trotz Konsistorium, trotz der Meinung der Welt, trotz der eigenen Ueberzeugung.“ Er trat mit flammenden Augen hart an die Pfarrerin heran.

„Er ist ein Prophet des Alten Testaments, der Herr Pfarrer, aber nicht des Neuen, und seinen Herrn Jesum, den er alle Sonntage predigt, kennt er nicht. Saget ihm das, Frau Pfarrerin, und saget ihm, daß vielleicht auch einmal die Stunde kommt, die ihm die Augen öffnet. Dann wird er allein sein, wie wir es jetzt sind.“ Er ging hinaus und warf sich auf sein Bett. Dort lag er stundenlang. —

Nach dem Abendbrot saßen die Pfarrfrau und ihre Kinder um den Tisch herum, auf dem eine Uhrmacherlampe brannte. Sie waren damit beschäftigt, das Gemüse für den folgenden Tag zu rüsten. Züs schnitt Brot ein zum Dörren.

Der Pfarrer las vor. Aber seine Frau hörte kaum, was er las, sie mußte unaufhörlich an die Lehrersleute denken.

Nachdem um neun Uhr die Abendandacht gehalten wurde, nahm ein jedes sein Unschlittlicht und sagte gute Nacht. Da läutete es, leise und zaghaft.

„Hat es nicht geläutet?“ frug der Pfarrer. „Züs, sieh nach, wer es ist.“ Die Magd ging hinaus, kam eilig wieder und meldete:

„Es ist Frau König. Sie möchte mit dem Herrn Pfarrer sprechen. Der Herr Pfarrer möchte ihr nicht zürnen, daß sie so spät komme.“

„Führe sie in mein Studierzimmer, Züs, Ihr alle geht zu Bett,“ befahl der Pfarrer. Er nahm die Lampe und stieg langsam die Treppe hinauf.

Die hagere Frauengestalt wartete im Studierzimmer im Finstern auf ihn. Auch als es hell geworden, sah sie nicht auf.

„Guten Abend, Frau König,“ sagte Saller, und gab ihr die Hand. „Ihr habt heute Schweres erfahren müssen.“ Sie nickte.

„Herr Pfarrer“, begann sie nach einem langen, peinlichen Schweigen mit kaum hörbarer Stimme. „In ein paar Stunden wird unser Sohn begraben. Ich kann es nicht aushalten, daß er ohne einen Geistlichen begraben werden soll. Es ist furchtbar. Ich habe euch bitten wollen — ob es denn nicht möglich wäre — ob es denn nicht sein kann — daß ihr mitgeht. Daß Ihr am Grabe ein Vaterunser sagt, oder sonst ein kleines Gebet.“ Sie faltete die Hände. „Um Gotteswillen, Herr Pfarrer. Tut es einer armen Mutter zu Liebe.“

„Frau König,“ sagte Franz Saller, „es tut mir von Herzen leid, daß ich Euch die Bitte nicht erfüllen kann. Und Ihr selbst tut mir unendlich leid, glaubt es mir. Ich darf aber nicht, liebe Frau.“ Es war, als hätte sie gar nicht gehört, was er sagte. Sie schlug ihre geschwollenen schmerzenden Augen auf zu ihm.

„Herr Pfarrer,“ flehte sie zitternd, „nur ein Gebet. Nur daß ein Geistlicher hinter seinem Sarge hergeht, und er nicht so verscharrt wird. Er ist doch getauft, und ist doch ein Christenmensch.“

„Ich kann nicht, liebe Frau König. Einem Selbstmörder darf die Kirche nicht beistehen. Er hat die furchtbarste unverzeihliche Sünde begangen, er hat Gottes größtes Geschenk, das Leben, von sich geworfen, und damit den Schöpfer gehöhnt. Vergehoch liegt die Sünde auf ihm. Kein Diener Gottes darf ihm sie abnehmen.“

„Herr Pfarrer, wenn ihr wolltet? Es weiß es ja niemand, es geht keiner hinter seinem Sarge“, flehte die Mutter.

„Es kann nicht sein“, sagte der Pfarrer fest. „Euer Sohn hat sich der irdischen Gerechtigkeit entzogen. Ich darf in die himmlische nicht eingreifen.“ Die Mutter schrie auf.

„So ist er also verloren?“

Franz Saller schwieg. Da drehte sich Frau König um und ging wortlos zur Tür hinaus.

Saller konnte nicht einschlafen. Die abschlägige Antwort, die er der armen Frau hatte geben müssen, bedrückte ihn. Und doch wußte er, daß er seine Pflicht getan hatte. Als Geistlicher und im Amt, einen Selbstmörder zu Grabe geleiten, war ausgeschlossen und unmöglich. Er hätte mit seiner Gegenwart die Sünde der Sünden gleichsam sanktioniert. Es wäre eine Beleidigung der Kirche gewesen.

Mit offenen Augen lag Saller Stunde um Stunde da, und wußte nicht, daß neben ihm seine Frau wachte, und daß über ihm, in der winzigen Dachkammer, sein Sohn lag, der klopfenden Herzens auf den Augenblick wartete, wo man seinen unglücklichen Schulkameraden zur letzten Ruhestätte geleiten werde.

Er war halb angezogen, und lag mit den Kleidern im Bette.

Zur großen Haustüre hinauszugehen, wo er von seinem Vater gesehen oder gehört werden könnte, wagte er nicht. Er wollte durch die kleine Hintertür das Haus verlassen.

Als es endlich Mitternacht schlug, hallten Schritte in der leeren Straße. Der Sarg wurde vorbeigetragen. Hinter ihm gingen die Eltern des Selbstmörders, sonst niemand. Er war ihr einziges Kind gewesen.

Maria Saller lag still in ihrem Bett, und die Tränen liefen links und rechts von ihren Wangen auf das Kopfkissen.

Pfarrer Saller hatte sich aufgerichtet und empfahl die arme Seele Gottes Barmherzigkeit.

Gottfried warf beim ersten Ton der Turmglocke seine Jacke über, glitt auf dem Treppengeländer hinunter, weil die Stufen knarnten, und schlich zum Haus hinaus. Es war kalt und regnete.

Als er auf dem Kirchhof ankam, sah er ganz hinten in der Ecke der Kirchhofmauer die zwei schwarzen Gestalten stehen, die sich fest umklammerten. Sie standen an der Grube, in die ihr Sohn eben hinuntergelassen wurde.

Gottfried hatte sich vorgenommen, am Grabe Leonhards ein Vaterunser zu sprechen. Es fiel ihm aber ein, daß sein Vater es durch den Lehrer selbst oder durch die Träger erfahren könnte. Da ließ er von seinem Vorhaben ab und stellte sich fröstelnd in den Schatten einer Zypresse. Dort betete er für seinen Freund. Dann schlich er heim.

II.

Das Entlassungsgesuch des Pfarrers Saller war ohne weiteres bestätigt worden. Er hatte die Unzufriedenheit seiner Regierung erregt, die in Erfahrung gebracht hatte, daß der in seiner Ueberzeugung schroffe und unbeugsame Geistliche regierungsfeindliche Flugblätter verteilt hatte, womit er seiner Partei und der Kirche zu dienen glaubte.

Die Pfarrfamilie hatte das Pfarrhaus verlassen und eine enge billige Wohnung bezogen in einer kleinen Gasse der Stadt. Die Pfarrerin hatte ihre Züs entlassen und arbeitete von früh bis spät.

Es hatten sich um den Geistlichen eine Anzahl begeisterter Anhänger geschart, deren Zahl sich vermehrte, je größeres Mißfallen die Partei Neukomm's bei den Anhängern der alten Patrizierregierung erregte, und je freier und neumodischer von den Kanzeln herab gepredigt wurde.

Von allen Seiten unterstützte man Pfarrer Saller. Seine Freunde setzten es durch, daß er die Stelle als Stadtbibliothekar erhielt und damit von ernstlichen Sorgen geschützt war.

Er hatte Vorträge und Abendandachten zu halten, und mehr als eine der kleinen christlichen Gemeinschaften, denen die neuen Kirchenbestimmungen ein Dorn im Auge waren, stellte sich hinter ihn.

Eigentlichen Mangel hatte er mit den Seinen nie gelitten, und triumphierend lobte und pries er Gott dafür.

Aus der kleinen Wohnung siedelten sie in den untern Stock eines Landhauses vor der Stadt über, das ihnen ein Freund zur Verfügung stellte. Es war auf einen Hügel gebaut, von dem aus man die ganze Alpenkette überblicken konnte.

Längst hatte die Pfarrerin ihre Magd wieder, und besuchte Gottfried die Universität, auf die er anfangs hatte verzichten sollen. Trotzdem er den Rinderschuhen entwachsen, war das Verhältnis zwischen ihm und seinem Vater, das nie eng gewesen, mit der Zeit nicht inniger geworden. Pfarrer Saller's Einseitigkeit und Härte nahmen zu mit seiner Pflichttreue, und des Sohnes Vertrauen in des Vaters Verständnis und Güte schmolz mehr und mehr zusammen. Gottfried war nicht kräftig, litt viel an Kopfschmerzen und Herzklopfen, und war fast überempfindlich seelischen Eindrücken gegenüber. Daher fürchtete er sich vor dem Vater, wie er sich als Kind vor ihm gefürchtet hatte, denn Saller hatte den Stock nicht gespart, und seine Kinder, wo er glaubte eingreifen zu müssen, mit unnachsichtiger Strenge gezüchtigt.

Auch seiner Mutter konnte Gottfried sich nicht in vollem Vertrauen ergeben. Sie stand unter ihres Mannes Hand

und hatte nicht die Freiheit, ihre Kinder zu schützen. Sie ließ schweigend geschehen, was der Hausvater entschied. Verwechlichung, Zärtlichkeiten, Nachsicht waren im Pfarrhaus verpönte Dinge. Damit erzog man keine Christen. So war es kein Wunder, daß Gottfried sich seine Freunde und Freuden außer dem Hause suchte, soviel ihm dies die Verbote des Vaters gestatteten. Ganz besonders hatte er sich an einen jungen Studenten angeschlossen, der bei seinen Eltern an der Kost war. Am Anfang ihrer Freundschaft hatte sich Gottfried viel gefallen lassen müssen, denn Paul nannte ihn nicht anders als „Fuhn“. Er rüttelte und schüttelte den weichen Menschen, bis er wenigstens den Kommilitonen gegenüber nach Außen eine Art Kruste bekam um sein allzuängstliches Wesen. Innerlich freilich nützte das Rütteln nicht viel.

Gottfried's Selbstgefühl wurzelte daheim in zu ungünstigem Boden, als daß es hätte gedeihen können. Seine Persönlichkeit war nie anerkannt worden, und die leisen Regungen von Wehrbarkeit dem Vater gegenüber wurden von Anfang an erstickt. Er machte jetzt noch, wie früher, die Faust im Saek, und plagte sich mit der Neue über geschehene Dinge.

Große Sprünge konnte er sowieso nicht machen. Er hatte ein kleines Taschengeld, da Pfarrer Saller für studentische Bedürfnisse wenig Verständnis besaß. Doch sprang der wohlhabende Paul für seinen Freund ein und bezahlte in den meisten Fällen für beide.

Saller, der jeden Abend Versammlungen zu leiten hatte, wußte es nicht, wie oft sein Sohn länger ausblieb als er es ihm gestattet, sich mit seinem Freund herumtrieb und schließlich, auf den Beinen gehend, neben dem laut und herzlich auftretenden Paul sein Zimmer aufsuchte, das sich zu ebener Erde hinter dem des Kostgängers befand und keinen eigenen Ausgang hatte. Trotz seiner Freundschaft für Gottfried mißfiel diese Feigheit dem Freund.

„Fuhn,“ stachelte er, „sag's doch einmal deinem Vater gerade heraus, daß du länger ausbleiben willst. Du bist doch kein Wickelkind mehr, und den Kopf wird es auch nicht kosten.“

„Vater hat es ein für allemal verboten, daß ich länger als bis neun Uhr fort bleibe. Davon geht er nicht ab“, sagte Gottfried, und sein Gesicht nahm sogleich einen ängstlichen Ausdruck an.

„Das ließe ich mir nicht gefallen,“ rief Paul, „ich glaube auch dann nicht, wenn dein Vater mein Vater wäre,“ setzte er nachdenklich hinzu. Gottfried zuckte die Achseln.

„Probier's. Du weißt nicht, was es heißt, vor Vaters durchbohrenden Augen zu stehen. Lieber —“ Er sprach den Satz nicht zu Ende, aber ein tiefer Schauer lief ihm über den Rücken.

Die ersten Examensklippen waren glücklich umschiff't worden. Paul Heß war mit mäßig guten, Gottfried mit ausgezeichneten Noten durchgekommen. Pfarrer Saller freute sich darüber, und war stolz auf seinen Sohn, doch spendete er ihm nur karges Lob. Als Belohnung erteilte er Gottfried die Erlaubnis, an einem Studentenausflug teilzunehmen, der am nächsten Tage stattfinden sollte, und gab ihm dazu ein außergewöhnlich großes Geldstück. Der Vater blieb aber dabei, daß Gottfried um neun Uhr daheim sein müsse, und schlug die Bitte des Jungen, diesmal eine Ausnahme zu machen, mit einem schroffen „Nein“ ab.

(Fortsetzung folgt.)